

Nr. 50. Bydgoszcz/Bromberg, 3. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(3. Fortsetzung.) ———

An einem der zahllosen Piers, am East River, lag ein schneeweißes Schiff, die „Queen of Havana". Der Anstrich zeigte, daß es für eine Tropenfahrt bestimmt war, und die Hafenarbeiter schickten zuweilen einen halb neidischen, halb bedauernden Blick zu ihm hinüber, das Glücklichere als sie in Gegenden führte, wo es niemals kalt war und die Nahrung von den Bäumen ins Maul herunterwuchs.

Es war noch ziemlich früh, und die ersten Fahrgäste tröpfelten sacht über die Gangway — Neulinge zumeist, die sehr aufgeregt waren, schon das Schiff zu versäumen gefürchtet hatten, und nun dem übergeduldigen, allzeit höflichen Obersteward mit den unmöglichsten Verlangen und Fragen lästig fielen. Der arme Mann war geradezu erleichtert, als ein Herr, dem er unschwer den Vielgereisten ansah, erschien und kurz und klar eine Kabine Erster verlangte. Es gab noch ein paar Kabinen. Routiniert suchte der Reisende sich die bestgelegene aus, dann fischte er das nötige Geld aus der Hosentasche und diktierte dem Obersteward seinen Namen: Robert Clyne aus Chikago, Überfahrt bis Havanna.

Ein Matrose bemächtigte sich Mr. Clynes Köfferchen und brachte es zu seiner Kabine. Der Kabinensteward tauchte auf; durch den ewig unerforschlichen Nachrichtendienst solcher Männer wußte er bereits, daß es hier einen Fahrgast gab, den sorgfältig zu bedienen fruchtbar sein mochte. „Sie können später auspacken", sagte Mr. Clyne, indem er ihm den Kofferschlüssel gab. „Jetzt nur rasch einen Pyjama. Ich habe die Nacht durchgearbeitet, ich will schlafen." Er lachte, als er in den Augen des Mannes die obligate Frage las, und kam ihr zuvor. „Nein, ich will die Freiheitsstatue nicht sehen, ich kenne das alte Mädchen. Nur schlafen will ich und nicht vor Mittag gestört werden."

Der Steward ging. Mr. Clyne wartete einen Augenblick, dann verließ auch er die Kabine, scheinbar um die Toiletten aufzusuchen. Schräg gegenüber seiner Tür lagen die Kabinen 214 und 215, gebucht auf Miß Peggy und Mr. Thomas Howard. Und auf seiner Seite nur durch zwei andere von ihm getrennt, lag 238 — Miß Alice Lißner. Mr. Clyne aus Chikago nickte, nachdem er solcherart die geographische Lage erkundet hatte, befriedigt, und zog sich endgültig zurück. Auf nichts hätte er weniger Wert gelegt als darauf, vor der Abfahrt des Schiffes gesehen zu werden.

Der Morgen war kühl und neblig und alle diese blassen und nervösen Menschen an Bord, die ausfuhren, um die Sonne anzubeten und sich braunrösten zu lassen, lehnten über die Reling, machten besorgte Gesichter und knüpften Gespräche meteorologischer Art an. Sie hatten wollene Schals umgebunden, rieben sich die steifgewordenen Finger, und wenn sie an die weißen Leinenanzüge und an die funkelnagelneuen Tropenhelme in ihren Koffern dachten, wurde ihnen weh ums Herz.

Auch dem Zweiten Offizier Bailie wurde weh ums Herz, wenn er über das Promenadendeck schritt und die Fragen der Passagiere beantworten mußte. Es waren in der Tat schreckliche Fragen, aber Bailie, der seit acht Jahren auf dieser Linie fuhr, war nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Sein Lächeln erschien immer liebenswürdig und seine Antworten waren ebenso verbindlich wie orakelhaft.

An diesem frühen Morgen — die weißen Türme von Manhattan waren kaum am Horizont versunken, — hatte er bereits zweihundertmal ein und dieselbe Frage beantworten müssen. Es war nicht gerade eine intelligente Frage.

Es war die Frage, ob es, um Himmels willen, denn in Havanna auch so kalt sein würde wie hier.

Und zweihundertmal lächelte Bailie, hob die breiten Schultern, kniff die scharfen und spöttischen Augen zusammen und sagte: „Hoffentlich nicht". Dann salutierte er und ging weiter. Niemand außer Bailie hätte es fertiggebracht, die Nerven nicht zu verlieren.

Die kleine Peggy Howard weinte fast vor Wut. Sie trug zwar einen gefütterten Ledermantel und hatte einen entzückenden gelben Schal um den Hals gebunden, und eigentlich fror sie auch gar nicht so sehr. Nur wenn sie in den runden Spiegel ihrer Puderdose blickte, glaubte sie einen zart rötlichen Schimmer um ihre Nasenspitze zu entdecken, und das brachte sie zur Verzweiflung. In Wirklichkeit konnte natürlich keine Rede von einem rötlichen Schimmer sein, schon darum nicht, weil ja Peggy unermüdlich alle paar Minuten mit der Puderquaste über die Nase strich.

Dennoch erschrak sie, als Bailie vorbeiging und ihr mit seinen spöttischen Augen über Gebühr lange ins Gesicht blickte.

„Mein Gott, Alice", rief sie erschrocken, „haben Sie gesehen, wie mich der Kapitän angestarrt hat? Sicherlich denkt er, ich hätte eine Nase wie eine Himbeere. Oh, Alice, es ist schrecklich. Wir werden in Havanna skifahren. Sie werden es erleben!"

Alice lachte. „Keine Bange, Peg. Morgen schon werden Sie im Badeanzug auf dem Sonnendeck liegen. Übrigens war das nicht der Kapitän, sondern ein Offizier."

„Aber er hatte so viele Streifen am Ärmel."

„Nicht genug, Peg."

„Aber er hat mich so angestarrt. Er hat mich direkt ausgelacht. Ich muß ihm sehr komisch erschienen sein."

Alice legte den Kopf zurück und vergrub die Hände in den Taschen ihres Trenchcoates. Ihr lockeres, maisgelbes Haar fiel lose herab und legte sich auf ihre Schultern. Sie senkte ein wenig die langen, aufwärtsgekrümmten Wimpern, und blickte prüfend auf die kleine zierliche Peggy herab.

„Ich glaube, Peg, Sie sind es gewöhnt, von Männern angestarrt zu werden."

Peggy hob ihre blanken Porzellanaugen. Und immer, wenn Alice Peggys Augen sah, staunte sie über dieses unwahrscheinliche Blau, das noch dunkler war als die Farbe von Veilchen, ja fast schon ins Violette spielte, dennoch leuchtend und voller Glanz.

„Alle Frauen werden von Männern angestarrt", sagte Peggy weise, „das ist unser Schicksal. Aber der Blick dieses Menschen war offenkundig spöttisch. Nicht so, wie sonst Männer starren."

„Verlassen Sie sich darauf, er wird auch seinen Rasierpinsel spöttisch anstarren. Manche Menschen haben das eben im Blick. Aber jetzt kommen Sie, wir wollen ein wenig umhergehen und uns unsere Reisegenossen ansehen."

Sie legte einen Arm um Peggys Schulter und sie schlenderten über das Promenadendeck.

Und obwohl es Peggy durchaus nicht an Selbstbewußtsein mangelte und sie trotz ihrer zwanzig Jahre sich als sehr reife und sehr erfahrene Dame fühlte, empfand sie dennoch eine gewisse Genugtuung und insgeheim einen kleinen Stolz daß Alice, die so ungeheuer gescheit war und einen Doktortitel besaß und überhaupt eine großartige Frau war (denn sonst würde der große Bruder Tom sie ja nicht lieben!) mit ihr umging, als wären sie die besten Freundinnen, ohne eine Spur jener aufreizenden Herablassung, mit der so oft berufstätige Mädchen den wohlbehüteten und untätigen Töchtern aus reichem Haus begegnen. Alice war niemals überheblich, immer kameradschaftlich und herzlich, und Peggy fand es wunderbar, wenn Alice ihren Arm um sie legte und mit ihr dahinschlenderte. Peggy hatte viele Freundinnen, aber seit sie Alice kannte und seitdem sie gemerkt hatte, daß Alice nicht darum mit ihr verkehrte, weil sie zufällig Toms Schwester war, sondern weil sie sie doch in irgendeiner Art nett finden mußte, seither fand sie ihre anderen Freundinnen „albern, hohl und ohne Verantwortungsgefühl". Genau wußte Peggy freilich nicht, wofür und warum ihre sorglosen Freundinnen Verantwortungsgefühl haben sollten. Aber daß Alice niemals von Schwingmusik schwärmte, niemals neue Cocktails erfand und allen Ernstes nicht wußte, wer Clark Gaable war; so etwas ließ doch die kleine Peggy erschauern in nie gekannter Ehrfurcht. Wie sehr mußte dieses Fräulein Dr. Litzner über den Dingen stehen! Und wenn Peggy, so wie jetzt, mit Alice allein war, dann hatte sie immer das Gefühl, als ströme etwas von der Gedankentiefe und der reifen Erkenntnis, die sie ohne weiteres bei Alice voraussetzte, auf sie selbst über, und dies regte ihre Neigung zu philosophischen Gesprächen in besonderem Maße an.

Sie runzelte ein wenig ihre reine, kindliche Stirn, zog die charmanten und stets lachbereiten Mundwinkel abwärts und versuchte, recht skeptisch, nachdenklich und überlegen zu erscheinen. Sie blickte forschend mit ihren blanken Augen umher und sagte:

„Ach, Alice, wozu sind alle diese Menschen um uns. Sehen Sie doch diese einfältigen Durchschnittsgesichter. Diese eitlen und affigen Frauen, die hohl sind und ohne Verantwortungsgefühl. Warum wird man gezwungen, ein Leben lang mit diesen gräßlichen, uninteressanten, sterbenslangweiligen Menschen zusammen zu sein? Dieselbe Luft zu atmen wie sie? Kann man sie denn nie, nie, nie loswerden?"

„Doch", sagte Alice lächelnd, „indem man sie nicht bemerkt."

Peggy schüttelt nachdenklich den Kopf.

„Das sagen Sie so", versetzte sie düster. „Ich finde, man müßte auf einer einsamen Insel leben. Haben Sie sich's noch niemals herrlich vorgestellt, auf einer einsamen Insel zu leben, Oh, Alice, es muß wundervoll sein. Mutterseelenallein auf einer einsamen Insel — ich würde blindlings alles dafür hingeben. Sie nicht?"

„Nein", sagte Alice.

„Ach ja", sagte Peggy, während sie ihre Puderdose aufklappte und in den Spiegel blickte. „Mein Gott", fuhr sie lebhaft fort und steckte befriedigt die Puderdose wieder in die Tasche, „ich frage Sie, Alice, was ist denn schon unsere moderne Zivilisation? Sie macht die Menschen ja nur dumm, oberflächlich und charakterlos. Zivilisation ist Ballast. Ich kann auf sie verzichten."

„Und auch auf die Dauerwellen, die Pediküre, das Badesalz, die Zentralheizung?" fragte Alice und warf einen belustigten Blick schräg abwärts zu Peggy, die ihr freches Näschen hoch in die Luft streckte.

„Auf alles könnte ich verzichten", sagte Peggy groß, „wenn — wenn es etwas gäbe, das mich ausfüllt."

„Und was könnte das sein, Peg? Ein Mann?"

Peggy lachte geringschätzig. „Hören Sie mir auf mit den Männern."

„Also was?"

Peggys Ausdruck wurde immer finsterer. Schließlich hob sie den Kopf und sagte unschuldsvoll:

„Das weiß ich eben nicht, Alice". Gleich darauf fuhr sie nachdenklich fort: „Alice, was könnte ich tun, um so zu werden wie Sie? Genau so möchte ich sein wie Sie. Genau so klug, so erfahren und ausgeglichen. Für Sie gibt es doch keine Probleme mehr. Sie haben alle gelöst. Sie sind ein Mensch, den nichts entwurzeln kann."

„Bin ich nicht, Peg. Bestimmt nicht."

„Doch, natürlich."

Alice blieb stehen. Und sie sprach jetzt nicht nur zu Peggy. Sie sprach zugleich zu allen, die sie kannten und die mehr oder weniger age die gleiche Meinung von ihr hatten.

„Welch ein Irrtum, Peg", sagte sie. „Ich bin weder klug, noch erfahren, noch ausgeglichen. Ich habe mir nur etwas Wissen angeeignet und bemühe mich, so gut es geht, einen kühlen Kopf zu bewahren. Das ist aber auch alles. Im übrigen stolpere ich über die lächerlichsten Probleme, ja, mich können Dinge entwurzeln, die Sie, Peggy, mit einer einfachen Handbewegung hinwegfegen würden. Ich weiß, Sie glauben mir nicht. Niemand glaubt mir, daß ich, wie jedes andere Mädchen auch, sinnlos heule, unlogisch bin und romantisch träumen kann. Warum traut man mir das nicht zu? Sehe ich aus wie ein Professor? Ich bin und will nichts anderes sein als ein Mädchen wie alle andern. Ich pfeife auf Abgeklärtheit, Haltung und Weisheit. Ich lebe nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen, und das Herz ist immer dumm. Sie urteilen nur nach der Hülle, Peg, nicht nach dem Kern."

Peggy sah Alice mit großen Augen an.

„Das muß aber doch an Ihnen liegen, Alice, und nicht an den anderen" sagte sie leicht verwirrt.

Alice zuckte die Achseln. „Mein Pech", sagte sie lächelnd und griff nach Peggys Arm. „Jedenfalls kein Grund, um hier als Verkehrshindernis stehenzubleiben."

Sie gingen weiter. Peggy dachte nach, man konnte es deutlich in ihrem Gesicht sehen. Schließlich wandte sie den Kopf.

„Und warum wollten Sie eigentlich nicht mitfahren. Alice? Warum haben Sie uns gestern dieses schreckliche Telegramm geschickt?"

Alice blickte etwas starr vor sich hin.

Dann sagte sie: „Eben weil ich unreif, unausgeglichen und konfus bin. Ich war verwirrt und habe den Kopf verloren."

„Ist etwas geschehen?"

„Ja" sagte Alice mit schmalen Lippen.

„Etwas mit — mit Tom?"

„Ich mag nicht darüber sprechen, Peg", sagte Alice bitter. „Es war sehr häßlich und ich möchte es vergessen. Es war natürlich nichts mit Tom."

Peggy wagte nicht, weiter zu fragen, und schwieg. Sie warf einen verstohlenen Blick in Alices Gesicht, das jetzt verschlossen und ernst war, und hatte das Bedürfnis, Alice aufzumuntern und abzulenken.

„Wollen wir Tom ein wenig beschleichen?" fragte sie listig. „Er hockt todsicher immer noch im Schreibzimmer und korrespondiert. Kommen Sie, Alice."

„Nicht", sagte Alice und hielt sie fest. „Lassen Sie ihn doch seine Angelegenheiten in Ruhe erledigen."

„Genug erledigt!" versetzte Peggy energisch. „Dieser Mensch scheint ja völlig vergessen zu haben, daß er sich auf einer Vergnügungsreise befindet. Ich bin dazu bestellt, über seine Gesundheit zu wachen. Und jetzt muß er an die frische Luft."

Alice fügte sich achselzuckend.

Aber sie fanden Tom nicht mehr im Schreibzimmer. Er stand in einer Ecke der Halle und sprach mit Mr. Bailie, dem Zweiten Offizier, den er von irgendwoher kannte.

„Sieh mal einer an", sagte Peggy herausfordernd, „der Herr Spötter!"

(Fortsetzung folgt.)

Aschermittwoch.

Skizze von Paulrichard Hensel.

„Nicht wahr, Hans, wenn ich wieder gesund bin, fahren wir auch einmal in die Stadt — jetzt beginnen doch bald die Kostümfeste, und ich möchte unter Menschen sein . . .“

Hans Stiehler sah in das Gesicht des Mädchens und durch das Fenster auf die Straße, diese stille Straße eines schlafenden Städtchens — er fuhr leicht mit der Hand über das dunkle Haar, das jetzt ein wenig wirr die schmale Stirn umrahmte, und sagte: „Gewiß, Hanne, jetzt dauert es auch nicht mehr lange —“

Diesen Augen mußte man jede Bitte erfüllen.

Aber auf dem Heimweg, als er unschlüssig noch lange durch die Gärten ging, kam wieder jenes Gefühl der Ratlosigkeit über ihn, gegen das er sich schon seit Wochen wehrte. Es hatte ihn glücklich gemacht, als er Hanne für sich eroberte — und es war ein Erobern, wenn ein Mädchen aus einem Kranz von Freuden und Freunden, aus einem ungebundenen und abwechslungsreichen Leben, sich mit dem Herzen für einen Einzigen entscheidet.

Dann wurde Hanne krank. So oft es ihm möglich war, besuchte Hans Stiehler sie, brachte ihr Obst und Bücher und saß ein Weilchen an ihrem Bett, bis er spürte, daß sie müde wurde. Hanne ertrug tapfer das Stillsein, sie freute sich, wenn Hans kam, und wollte nichts anderes, als ihn neben sich sehen und ein paar liebe Worte sprechen. Bisweilen begann er dann, vorsichtig an eine der Fragen zu rühren, die ihn beschäftigten, und dann legte Hanne bittend die Hand auf seinen Arm: „Später, Hans, ich bin jetzt zu müde zum Nachdenken!“

Auf dieses „später“ freute sich Hans, auf Tage, die sie nach der Krankheit wieder näher zusammen führen sollten — er freute sich auf Hanne — und nun wußte er seit heute, daß sie sich auf andere Menschen freute.

Am anderen Tage, als er sich klarmachte, wieviel Verzicht diese letzten Wochen für das Mädchen bedeutet hatten, konnte er Hanne durchaus verstehen. Sie gehörte zu ihm, also war es jetzt auch seine Pflicht, dafür zu sorgen, daß wieder frohe Tage für Hanne kamen. Ihre Genesung ging jetzt, unterstützt von einem starken Lebenswillen, schnell vorwärts, und eines Tages war es so weit, daß Hans die Karten zu einem Ball in der Tasche hatte.

Am Abend darauf waren sie in fünfzehn Minuten in der Stadt, in der sie seit je alles fanden, was ihnen in ihrem Heimatort fehlte. Das Leben in den Straßen, die Autos, die hellerleuchteten Läden, die festlichen Gaststätten — es war so schön, dabei zu sein, sich lebendig zu fühlen. Der Saal des Hotels, in dem der Ball stattfand, war lustig ausgeschmückt, und nach einer Weile stellte Hans Stiehler fest, daß in dem Gesicht seiner hübschen Begleiterin nichts mehr von langer Krankheit zu lesen war. Bald hatten sich Bekannte an ihrem Tisch eingefunden, es wurde viel gelacht, und auch Hanne bewies, wie leicht es ihr wurde, sich in einem wahllos geschlossenen Kreis wie in einer großen Familie zu fühlen. Und weil, von ihrer Lebhaftigkeit begeistert, jeder mit ihr tanzen wollte, hatte an diesem Abend Stiehler nicht mehr von Hanne als die bescheidene Befriedigung, selbst das Mädchen hierhergeführt zu haben, damit es froh sein könne. Und es genügte ihm, als Hanne auf der Heimfahrt verträumt den Kopf an seine Schulter legte: „Es war so schön —“

Zwei Tage später fuhren sie nachmittags wieder in die Stadt, um Besorgungen zu machen. Als sie müde waren und Hans eine stille Konditorei vorschlug, zog ihn Hanne übermütig ein paar Häuser weiter, wo sie die gelben Plakate einer bekannten Tanzkapelle entdeckt hatte. Sie war in ihrer neuerwachten Lebensfreude so unwiderstehlich, daß der Mann sie oft heimlich ansah, als habe er sie noch gar nicht richtig gekannt. Als er ihr am Abend darauf ein paar Bücher bringen wollte, erfuhr er, daß sie allein weggefahren und noch nicht zurückgekehrt sei. —

Stiehler wußte, daß eine Aussprache jetzt keinen Sinn hatte und nur Trotz wecken würde. Als daher die Rede davon war, daß am Fastnachtsdienstag wieder ein großes Kostümfest veranstaltet werde, sagte er nur, daß er weder Lust noch Geld habe, mitzumachen — er spürte zu deutlich, daß Hanne auch ohne ihn zu gehen entschlossen war, und er konnte es einfach nicht mehr mit ansehen, wie das Mädchen in jener bunten Flitterwelt auflebte, sich entfaltete, von einem Arm in den anderen flog und es ganz unwichtig wurde, ob er dabei war oder nicht.

Gegen Mittag des Aschermittwochs wachte Hanne nach kurzem und unruhigem Schlaf auf. Lange saß sie, das Kleid auf den Knien, auf dem Bettrand und suchte Ordnung in ihren Gedanken zu schaffen. Noch klang heimlich der Rhythmus der Musik in ihr, noch hörte sie im Ohr lockende und männlich-ehrliche Worte — ja, sie war einem zwingenden Verlangen gefolgt, in einem Strudel von Freuden unterzutauchen, als müsse viel Versäumtes nachgeholt werden; sie wollte sich wieder jung fühlen, Menschen um sich sehen — sie hatte sich nichts dabei gedacht, als sie am Arm eines anderen den Tanzsaal betrat — und sie hatte zum erstenmal erfahren, wie demütigend es sein kann, wenn ein Mann offen ausspricht, daß man ihm nichts als ein hübsches Spielzeug für eine Nacht ist . . .

Und dann dachte sie an Hans, der auch bei ihr geblieben war, als er keine Freude durch sie gewann . . .

Noch am selben Abend suchte sie ihn auf. Beide gingen langsam den Weg um den See und sprachen nur wenig. Als sie wieder an die ersten Häuser des Ortes kamen, blieb Hans stehen und sagte: „Du wunderst dich vielleicht, daß ich dich nicht nach gestern frage. Ich habe dich früher viel gefragt, weil ich dich verstehen wollte. Heute brauche ich es nicht mehr. Die Menschen denken immer, wenn sie eine Maske tragen, können sie toll und ausgelassen sein, als stäken sie in einer fremden Haut. Und doch wird es ihnen gar nicht schwer, so zu sein. Weißt du, warum nicht, Hanne? Weil sie gerade unter dem Schutz der Maske zeigen, wie sie in Wirklichkeit sind, wie sie sein möchten, was für ein Leben sie brauchen, worin sie sich wohlfühlen — und daß der Alltag, das andere Leben, nur eine unbewußte Verstellung ist, die eines Tages wieder zusammenfallen kann. Ich habe mich gefreut, daß du heute kamst — aber das Gestern kann ebenso wieder morgen sein. Wir können nicht dafür, daß wir so verschieden sind — der eine braucht die Freude der Gegenwart und der andere Zuversicht und Vertrauen für die Zukunft . . .“

Dann gab er ihr die Hand. Und das Mädchen wußte, daß es den Freund verloren hatte. Vielleicht hatte er recht, man weiß nie alles von sich selbst, und am Aschermittwoch fällt einem manches ein. Vielleicht war das Leben einfacher, wenn man immer vorher nachdachte, ehe man etwas tat —

Dann straffte sich ihre junge Gestalt. In acht Wochen tragen die Bäume Knospen, dachte sie; bis dahin will ich mir selbst und dem Hans zeigen, wie ich bin — dann kommt der Frühling — Hans, ich glaube, es war heute nicht der letzte Händedruck . . .

Der Sündenbock.

Heitere Geschichte von F. Schrönghamer-Heimdal.

Meine Vetters Heiligtum war sein Jagdzimmer. Niemand durfte es betreten außer mir, der ich damals noch ein Schulbüblein war und eine sehr schöne Schrif hatte.

Wegen dieser schönen Schrift brauchte mich mein Vetter manchmal. Denn er selbst hatte es mit dem Schreiben nicht. Als Besitzer unseres Stamm- und Urväterhofes im schönen Waldgau war er auch Inhaber der jagdlichen Gerechtsame.

Im Jagdzimmer hingen und lagen die Trophäen aus alter und neuer Zeit. Ausgestopfte Luchse und Wildkatzen, riesige Waldeulen funkelten mich mit ihren eingesetzten Augen wild an, wenn ich für den Bluts- und Namensvetter Schriftliches erledigte. Zu meinen Füßen breitete sich das Fell des letzten Bären, der im Böhmerwald erlegt wurde.

Kein Flecklein war im Jagdzimmer des Vetters, an dem nicht irgend eine Jagdtrophäe ihren Platz hatte. Das Schönste aber war das Bild des heiligen Jägers Hubertus. Es hing in Glas und Rahmen über dem Ledersofa, das neben dem Schreibtisch stand.

Obwohl mir mein Vetter eingeschärft hatte, nichts im Zimmer anzurühren, konnte ich mich eines Tages doch nicht enthalten, das im Zimmerdunkel hängende Hubertusbild

vom Nagel zu nehmen, um es in der Sonnenhelle des Fensters recht zu bewundern.

Da flog ein Schatten am Fenster vorbei, zwei Köpfe wurden sichtbar, lautes Reden drang in die Stille meines Jagdzimmers.

Der Vetter! Wie im Fluge trug ich das Bild an seinen Ort und wand den Faden, mit dem es befestigt war, ein paarmal um den Nagel.

Zur Not hält es schon, dachte ich, und wenn der Vetter wieder fort ist, kann ich ja das Bild richtig festmachen, damit es ihm nicht eines Tages auf den Kopf fällt, wenn er auf dem Sofa sein Mittagschläfchen hält.

Als der Vetter mit seinem Begleiter, dem Rötzer, seinem Jagdaufseher, das Zimmer betrat, saß ich schon wieder am Schreibtisch und schrieb, als ob nichts geschehen wäre.

„Setz dich da aufs Kanapee her! Die Geschichte müssen wir einmal ausreden, ist's wie's mag!" sagte mein Vetter und warf die Mütze unwirsch auf den Tisch.

Mir brannte das Bärenfell unter den Füßen. Gütiger Himmel, laß doch das Bild nicht herunterfallen! Um den Rötzer wär's zwar nicht schade, aber um den Hubertus.

Der Vetter blieb vor dem Jagdgehilfen stehen, rückte sich einen Stuhl heran und stützte sich auf die Lehne. „Sei einmal aufrichtig, Rötzer", begann er dann wohlmeinend. „Du weißt, was die Leut' reden. Du, mein Jäger, sollst selber Schlingen legen und Geißen abschießen!"

„Leutegeschwätz!" brummte der Rötzer. „Ich als Jäger werd' grad Schlingen legen.

„Aber den Bock in der Bärnau laß ich mir nicht nehmen. Du hast ihn mir vor der Nasen weggeschossen. Was ich mit eig'nen Augen sah, das hab' ich geseh'n. Mir ist's nicht um den Bock . . ."

Der Vetter pflanzte sich vor dem Jäger auf: „Paß auf, Rötzer, wenn du mir sagst, daß du's gewesen bist, nachher schenk' ich dir den Bock, den Sündenbock. Denn das ist eine Sünde, dem Jagdherrn den besten Maibock vor der Nase wegzuschießen. Sag mir's aufrichtig, Rötzer, es geschieht dir nichts!"

Der Rötzer sinnierte eine Weile. Dann hob er die Schwurfinger:

„Wenn ich dir den Sündenbock, wie du sagst, vor der Nase weggeschossen habe oder wenn ich Schlingen leg', wenn ich auf Geißen geh' oder wenn ich dir sonst einen Schaden in deinem Revier getan hat', Herr, nachher soll der heilige Hubertus da auf mich niederfallen und mir den Schädel voll Scherben schlagen. Denn einem Lumpen gehört nichts anderes."

„Das ist ein Wort", sagte der Vetter.

Da tat es einen Krach und Platsch, und dem Rötzer fiel der Rahmen vom Bild des Hubertus um den Hals. Das Kanapee war mit Scherben besät.

Eine Weile saß der Rötzer starr vor Entsetzen.

Mein Vetter taumelte bleich zur Tür.

Ich schrie hell auf. Das Wunder war geschehen!

Mit blutendem Schädel, den Rahmen um den Hals, umklammerte der Rötzer die Knie des Vetters: „Barmherziger Himmel, verzeih mir meine Lumperei! Ja, es ist wahr, und der heilige Hubertus hat es jetzt selbst bezeugt: Ich habe dir den Bock weggeschossen, Herr, ich habe die Geißen gestohlen, ich habe Schlingen gelegt wie ein Rauberslump. Und der Wildfeuer Kasper sitzt meinetwegen unschuldig im Gefängnis. Denn dieselbige Geiß, wegen der der Kaspar sitzt, hab' ich selber umgelegt. Der Franzl da" — dabei wies er mit dem Daumen rückwärts nach mir — „soll gleich ein Schreiben an das Gericht machen, damit der Wildfeuer herauskommt aus dem Loch und ich dafür hinein, wie ich's tausendmal verdient hab'."

„Steh auf!" sagt jetzt mein Vetter. „Geh heim und laß dir von deiner Alten die Glasscherben aus dem Maser ziehen und das Blut abwaschen. Und der Bader soll dich verbinden. Den Bilderrahmen laß mir da. Den brauch ich wieder, denn jetzt häng' ich mir das Bild vom heiligen Hubertus erst recht wieder auf . . ."

Wie ein geschlagener Hund schlich der Rötzer zur Tür, wandte sich noch einmal um und flehte: „Um Himmels willen, sagt keinem Menschen ein Wort von alledem. Du auch nicht, Franzl!"

Wir versprachen ihm zu schweigen

Von Stund an war der Rötzer wie umgewandelt. Noch am selben Abend lieferte er dem Vetter sein Gewehr und die Schlingen, die Marderfallen und Fuchseisen und anderes Teufelszeug aus, mit dem er im Revier meines Vetters ein halbes Menschenalter lang gewirtschaftet hatte.

Dann mußte ich zum Glaser, um das Hubertusbild neu einglasen zu lassen. Ich erbat mir vom Vetter die Vergünstigung, das wundertätige Bild eigenhändig an den Nagel hängen zu dürfen. Um einem weiteren Wunder vorzubeugen, band ich den Bindfaden mit fünf Knöpfen an den Haken.



Bunte Chronik



Spezialauto für ein Gramm Radium.

Die Leitung des König Eduard-Krankenhauses von London beantragte vor kurzem den Ankauf eines besonderen Autos aus den Mitteln einer Stiftung, das einzig und allein dazu dienen sollte, den Radiumtransport zwischen dem Londoner Radium-Institut und den Londoner Krankenhäusern zu übernehmen. Die Paten der Stiftung weigerten sich zunächst, eine solche anscheinend überflüssige Ausgabe zu genehmigen, bis sie von ihrer Unkenntnis über den Wert von nur einem Gramm Radium belehrt wurden. Das Auto dient lediglich zum Transport von nur einem Gramm des kostbaren Elements. Es enthält ein besonderes Safe, das von Bleiplatten umgeben ist und nicht aus dem Auto entfernt werden kann. Täglich wird das wertvolle Gramm zwischen den einzelnen Krankenhäusern, die es zu Behandlungszwecken benötigen, hin und her gefahren, im Schutze einer sicher verschlossenen Limousine und eines noch sicherer verschlossenen Safes, die nicht einmal Geldschrankknacker und Autogangster so leicht gefährden können. Das Radiumauto ist zur Zeit in London ausgestellt. Die Paten der Stiftung haben den Kauf bewilligt, als sie von den Gefahren und Verlusten hörten, die einem Radiumtransport in einem ungesicherten Gefährt durch die Straßen Londons drohen.



Lustige Ecke



Takt.

„Was ist Takt, Vater?"

„Takt, mein Sohn, ist das, was einen alten Mann davon abhält, eine jugendlich aussehende Dame daran zu erinnern, daß sie einmal als Kinder zusammen gespielt haben!"



„Geh' doch einen Schritt zurück, Emil, damit ich sehen kann, wie sich der Schirm machen wird!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg